

Der Text ist erschienen in *Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse*, Jg. 36 (2023), Heft 72, S. 215–220. Der Autor lehrt Modern European History an der Keele University in England. Er hat 2014 ein Buch publiziert: *Der Freud-Komplex. Eine Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland*. Berlin (Berlin Verlag).

Anthony D. Kauders

Wie schreibt man eine Geschichte der Psychoanalyse?

Zu Michael Schröters *Auf eigenem Weg*

Ein Buchessay¹

In den letzten Jahren sind bedeutende Geschichten der Psychoanalyse bzw. Psychotherapie erschienen, die eine jeweils eigene Herangehensweise zum Thema wählen. Unabhängig vom Zugang haben diese Arbeiten eines gemein: Sie arbeiten mit einem theoretischen Gerüst, formulieren eine übergreifende These oder verbinden Freuds Lehre mit bestimmten historischen Entwicklungen der Zeit. So meint Eli Zaretsky (*Secrets of the Soul*) zeigen zu können, dass die Psychoanalyse einem nach Innen gerichteten Individualismus den Weg ebnete. Uffa Jensen (*Wie die Couch nach Kalkutta kam*) wählt einen globalgeschichtlichen Ansatz, um die Psychoanalyse als Emotionstechnik vorzustellen, die „heiße“ Gefühle wie Liebe, Hass, Verlangen und Angst in andere, weniger affektive Bahnen lenken wollte. Für Veronika Fuechtner (*Berlin Psychoanalytic*) war das kulturelle Leben der Weimarer Republik untrennbar mit psychoanalytischen Diskursen über Nerven, Sexualität und Verbrechen verbunden. Die Wissenschaftshistoriker John Forrester und Laura Cameron (*Freud in Cambridge*) erspüren in ihrem Buch die allmähliche Verbreitung Freudscher Ideen in der britischen Universitätsstadt. In seiner Wissensgeschichte der Therapeutisierung fragt Jens Elberfeld (*Anleitung zur Selbstregulation*) danach, wie aus anfänglich medizinischen Behandlungsmethoden diverse Formen der Arbeit am eigenen Selbst werden konnten. Dagmar Herzog (*Cold War Freud*) schließlich greift viele dieser (geistesgeschichtlichen, transnationalen, wissenschaftsgeschichtlichen) Ansätze auf, um gesellschaftliche Paradigmenwechsel anhand psychoanalytischer Vorstellungen von Sexualität, Aggression, Trauma und Schuld nachzuspüren.

Auf eigenem Weg ist das bedeutendste Werk zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland, eines der wichtigsten Werke zur Geschichte der Psychoanalyse überhaupt und auf absehbare Zeit der Referenzpunkt für alle, die sich mit beiden Themen beschäftigen wollen (und die deutsche Sprache beherrschen). Man wird in Zukunft vom „Schröter“ sprechen müssen. Aber man wird auch fragen dürfen, weshalb der Autor eine deutlich andere Herangehensweise für seine Arbeit wählt als die oben erwähnten Autoren.² Im ‚ständigen Rekurs auf die Quellen‘ entscheidet er sich gegen Wertungen und verzichtet darauf, die ‚behandelten Ereignisse zu deuten oder in größere Perspektiven historisch-gesellschaftlicher oder geistesgeschichtlicher Art zu stellen‘ (S. 25). Der ‚soziologische Blick‘ (S. 24) ist jedoch nicht zwangsläufig ‚distanziert‘ (S. 25), das ‚quellengestützte‘ Arbeiten niemals ‚wertfrei‘ (S. 25) und die historische Monografie beginnt normalerweise mit einer mehr oder weniger gründlichen Besprechung der bisherigen Literatur. Daraus ergeben sich einige methodische Fragen, auf die ich am Ende meines Beitrags zu sprechen kommen werde.

¹ Schröter, M.: *Auf eigenem Weg. Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland bis 1945*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2023, 856 Seiten. 60,00 Euro.

² Die Tatsache, dass keines dieser wichtigen Bücher zitiert bzw. bibliografiert wird, mag an dieser Herangehensweise liegen.

Schröters Organisations-, Professions- und Wirkungsgeschichte geht chronologisch vor. Da ich nicht auf alle Aspekte des über achthundertseitigen Buches eingehen kann, möchte ich mich auf folgende Themen beschränken: die Herausbildung der Psychoanalyse; die frühe Rezeption psychoanalytischer Ideen sowie die Professionalisierung der Psychoanalyse in der Weimarer Zeit. Andere Themen – die Rezeption in der Weimarer Republik, die Psychoanalyse im „Dritten Reich“ – werde ich im letzten Abschnitt, wenn es um methodische Fragen geht, cursorisch behandeln. Vorausgeschickt sei noch, dass *Auf eigenem Weg* glänzend geschrieben ist, was die Lektüre des Buches trotz seiner Länge zum Vergnügen macht.

Schröter ist nicht der erste, der die sich langsam herausbildende Gemeinschaft von Neurologen und Psychotherapeuten in den Blick nimmt. Nirgendwo aber wird diese Entwicklung so plastisch beschrieben wie im „Präludium“ seiner Abhandlung. Die ärztliche Spezialisierung konnte nur in Städten passieren, wo es genügend Patienten/innen gab, um die fachliche Ausdifferenzierung (finanziell) sinnvoll zu machen. Universitätsstädte spielten dabei eine Vorreiterrolle. So gehörte Freud zur „ersten Generation niedergelassener Nervenärzte“ (S. 31) im deutschsprachigen Raum. In den Sprechstunden dieser Ärzte warteten viele „Nervöse“ auf Heilung. Dass diese Heilung länger dauern konnte, sprach nicht unbedingt gegen sie, denn die zahlungskräftige Klientel hatte genügend Zeit und Geld, um in Sanatorien, Heilanstalten und Privatpraxen die neuesten Therapieformen über sich ergehen zu lassen.

Profitieren konnte Freud nicht nur vom wohlhabenden Publikum in Wien, sondern auch von einer wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung, die Erwin Ackerknecht herausgearbeitet hat und die Schröter zurecht betont: „Ausgerechnet die Neurologie“, schreibt er, „die einst in die Psychiatrie eingeführt worden war, um deren *organologische* Ausrichtung im Interesse ihrer Wissenschaftlichkeit zu verstärken, brachte einen neuerlichen psychological turn. Durch sie traten neben den klassischen Psychosen die Neurosen in den Zuständigkeitsbereich der Psychiater ein; und diese wurden zunehmend als psychisch bedingt erkannt.“ (S. 37) Wenn also nervöse Erkrankungen auch von den Psychiatern/innen als psychische Erkrankungen anerkannt wurden, dann lag es für niedergelassene Neurologen/innen nahe, neue Ansätze auszuprobieren, die das psychische Wohlbefinden nachhaltig beeinflussen sollten. Wer mutig genug war, konnte die bisherigen Methoden – Bäderkuren und Diäten, Elektrotherapien und Suggestionen – hinter sich lassen und neue Wege beschreiten.

Bei Freud kam aber noch etwas Entscheidendes hinzu, nämlich ein bemerkenswerter Forscherdrang. Zwar strebte er keine Professur an – seine Habilitation hatte weniger mit wissenschaftlichen Ambitionen zu tun als mit dem Renommee (und den damit einhergehenden pekuniären Vorteilen), das er sich davon erhoffte –, dennoch ging es ihm in seiner Praxis hauptsächlich ums Forschen. Als sich die Hypnose als zu anstrengend und unzuverlässig erwies, kam ihm zugute, dass seine bürgerlichen Klienten/innen autoritäre Suggestionstherapien nicht eben goutierten. Schröter zufolge konnte die Psychoanalyse nur in einem Milieu entstehen, „in dem der Arzt – und umso mehr ein sozialer Aufsteiger wie Freud – jeden Grund hatte, seine zahlenden Patienten entgegenkommend und mit Respekt zu behandeln“ (S. 60). Im Gegenzug ließen sie sich auf eine langwierige Therapie ein, in deren Mittelpunkt die mühsame Aufdeckung der lebensgeschichtlichen Wurzeln ihrer Symptome stand. Sie wurden dadurch zu „Mitforschern“ (S. 60) eines Mannes, der in ihnen „vor allem das Forschungsobjekt“ sah (S. 63; dazu auch S. 105). Schröter bezieht sich hier vor allem auf Ulrike May, die die außergewöhnliche Dauer der Therapien, selbst wenn diese keinen Erfolg versprachen, auf Freuds Forscherpersönlichkeit zurückführt. Jede weitere Sitzung, so die Überlegung, konnte einen „theoretischen Gewinn und eine weitere Differenzierung der Theorie“ (S. 64) bedeuten, auf die er nicht verzichten wollte. Sein Ehrgeiz konnte allerdings auch dazu führen, Patient/innen bestimmte Gedanken und Erinnerungen aufzudrängen, mit denen sie sich nicht identifizieren konnten. Der Fall „Dora“ erlangte in dieser Hinsicht traurige Berühmtheit.

Schröters ausgewogene Entzauberung Freuds bezieht sich ebenso auf dessen Umgang mit fachlicher Kritik. Frühzeitig verzichtete der Begründer der Psychoanalyse darauf, seine Theorien vor Wissenschaftler/innen vorzutragen, die nicht zur community gehörten und somit seinen Thesen nicht von vornherein wohlwollend gegenüberstanden. Zurecht stellt Schröter fest, dass die *Mittwochs-Gesellschaft* und die daraus hervorgehende *Wiener Psychoanalytische Vereinigung* „private“ (Hervorhebung im Original) Antworten auf „die Probleme der Selbstisolierung und der fehlenden institutionellen Einbindung“ (S. 78) waren. Der Autor schreibt diesbezüglich von einer Art „Selbstexkommunikation“, da sich Freud weigerte, seine Arbeiten einem breiten Fachpublikum zur Verfügung zu stellen. Stattdessen behandelte er die Ergebnisse seiner Forschungen „als ein Arkanum, das bei ihm persönlich zu holen sei“ (S. 100), und bemühte sich seit den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) nicht mehr, „seine Theorien in den Kontext der Literatur zu stellen“ (S. 171).

Diese Abkapplung vom „mainstream“ hatte jedoch nur teilweise mit der heftigen Kritik an seiner Lehre zu tun. Wie Schröter in seiner nuancierten Übersicht zur frühen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse zeigt, gab es durchaus wohlwollende Reaktionen auf die sich formierende Freud-Schule. Dieser Abschnitt (genauso wie das Kapitel zur Rezeption in der Weimarer Republik) geht in seiner Systematik weit über die bisherige Literatur (Cremerius, Decker, Kauders, Nitzschke) hinaus. Hier möchte ich auf einige Punkte verweisen, die besonders hervorzuheben sind. Erstens experimentierten verschiedene Nervenärzte mit der von Freud später verworfenen kathartischen Methode, darunter Leonard Seif in München, Arnold Stegmann in Dresden und Eugen Bleuler in Zürich. Obwohl die Methode zumeist nicht den erwünschten Erfolg brachte, bezeugt das Interesse am kathartisch-analytischen Verfahren die „wissenschaftlich seriöse und unvoreingenommene“ (S. 96) Beschäftigung mit diesen neuen Vorstellungen von der Psyche.

Zweitens wurde Jena zum wichtigsten Zentrum der Psychoanalyse-Rezeption in Deutschland, was Ulrike May bereits in einem Aufsatz von 2015 hervorgehoben hat. In der Universitätsstadt erprobten mehrere Binswanger-Schüler Freuds Neurosenlehre. Mit der Ernennung C. G. Jungs zum Oberarzt am Burghölzli im Herbst 1903 rückte dann Zürich immer mehr ins Zentrum des Geschehens. Schon bald herrschte dort ein „kollektiver Deutungsfuror“ (S. 113), der sich auf alles nur erdenkliche – Träume, das unbewusste Summen von Melodien, symbolische Handlungen – erstreckte. Im Gegensatz zur Jenaer Gruppe rezipierte die Zürcher Gruppe hauptsächlich Freuds *Traumdeutung*, was auch daran lag, dass man am Burghölzli „mit einem viel geringeren Erfolgsdruck an sozial tieferstehenden“ (S. 114) Patient/innen forschen konnte. In der Klinik lernten spätere Größen der Psychoanalyse wie Karl Abraham, Max Eitingon, Sándor Ferenczi oder Ernest Jones Freuds Lehre näher kennen.

Drittens bildete sich eine sogenannte „Mittelgruppe“ von Rezipient/innen heraus, zu der insbesondere J. H. Schultz gehörte. Diese Forscher wollten sich nicht einreihen in den Chor derjenigen, die die Psychoanalyse aus methodischen oder moralischen Gründen verdammt; sie stellten sich aber auch nicht vorbehaltlos hinter Freud und dessen Lehre. Angehörige der Mittelgruppe anerkannten das ihrer Meinung nach „Brauchbare“ der Lehre und konnten sich durchaus vorstellen, psychoanalytische Ansätze in ihren Arztpraxen zu übernehmen. Es ist das Verdienst Schröters, diese dritte, vermittelnde Position jenseits von pro und contra Freud eingehender erforscht – ja, sie überhaupt erst ins Bewusstsein der Forschungsgemeinschaft gerückt zu haben.

Viertens verdeutlicht der Autor, dass die frühe Kritik hauptsächlich der psychoanalytischen Therapie galt, worüber sich die Anhänger/innen und Unterstützer/innen Freuds sorgten. Der Fall Dora stand stellvertretend für eine Methode, auf die nicht nur die Verächter Freuds mit Kopfschütteln reagierten. Binswanger und seine Schüler verschlossen sich deshalb einem Verfahren, „das mehr vom Impetus des Forschens als von dem des Arztes getragen war“. Laut Bleuler war Freuds Therapie dessen „schwächste Seite“ (S. 123), wobei er befürchtete, die

innovative Theorie könne aufgrund der problematischen Behandlungsmethode aus dem Blick geraten. Gleichzeitig begrüßten viele Psychotherapeuten/innen „das Brauchbare an Freuds Leistungen“ (S. 201, das Zitat stammt von Schultz), während akademisch geprägte Psychiater wie Alfred Hoche, Emil Kraepelin oder Max Isserlin (die bisher im Mittelpunkt der Historiografie standen) die Psychoanalyse wegen erkenntnistheoretischer Defizite kritisierten.

Schließlich erinnert Schröter daran, dass die Fachwelt die „grundlegende Verschiebung des Fokus in Freuds Denken von der Sexualität zur Ich-Analyse, gipfelnd 1923 in der Aufstellung eines ‚Über-Ichs‘“ (S. 254), kaum registrierte. Die Rezeption in der Weimarer Republik bezog sich daher wiederholt auf Positionen, die Freud und eine nun immer mehr von ihm unabhängige agierende Analytikergeneration bereits hinter sich gelassen hatten.

Der dritte Teil des Buches befasst sich unter anderem mit der Professionalisierung der Psychoanalyse, über deren Geschichte sich keiner so gut auskennt wie Schröter. Auch hier kann ich nur auf einige wenige Ergebnisse der Studie hinweisen, die der Autor stärker in den Blick nimmt als seine Vorgänger/innen. Die Berliner IPV-Gruppe unter Karl Abraham ist schon häufiger als neues Zentrum der Psychoanalyse beschrieben worden, nachdem die Zürcher von Freud abgerückt waren und die Wiener Psychoanalytische Vereinigung nicht mehr dieselbe Strahlkraft entfalten konnte wie noch vor dem Krieg. Die Gründung der Berliner psychoanalytischen Poliklinik entpuppte sich als das „folgenreichste Ereignis in der sozialen Geschichte der Psychoanalyse vor 1933“ (S. 297). Hier schufen Abraham, Eitingon und andere ein Ausbildungsmodell, das die Psychoanalyse „zu einem lehr- und lernbaren Beruf“ (ebd.) machte – und darüber hinaus das Training von Psychotherapeut/innen weltweit beeinflussen sollte.

Schröter betont die Experimentierfreudigkeit der Poliklinik, wo entgegen der bisherigen Praxis halbstündige Sitzungen, mehrfach unterbrochene Analysen und gemeinsam durchgeführte Therapien eingeführt wurden. Mitte der 1920er Jahre beteiligten sich ca. drei Viertel der in Berlin lebenden BPV-Mitglieder an der Arbeit der Poliklinik, auch weil jedes Mitglied mindestens einen poliklinischen Fall pro Jahr übernehmen sollte. Diese unbezahlte Tätigkeit nahm immer dann ab, wenn sich die Privatpraxen füllten, was insbesondere Eitingon tadelte.

Die kreative und sozial aufgeschlossene Atmosphäre an der Poliklinik hatte nicht nur mit der „Weimarer Kultur“ zu tun, in der alles – Architektur, Kunst, Literatur, Design, Film – auf den Prüfstand gestellt wurde. Schröter legt Wert darauf, andere Entwicklungen in den Blick zu nehmen, die die Berliner Besonderheiten erklären. Zwei davon möchte ich kurz erwähnen. Zum einen bedeuteten die „Zugänge“ aus Wien und Budapest, darunter Hanns Sachs, Otto Fenichel, Siegfried Bernfeld, Wilhelm Reich, Melanie Klein, Franz Alexander und Sándor Radó, eine enorme intellektuelle Bereicherung. Schröter macht die „Blüte“ der dort ansässigen „Ichpsychologie“ (Ulrike May, S. 384) an dieser internationalen, oft von Juden getragenen „Migrationsbewegung“ (S. 286) fest. Zum anderen blieb die universitäre Anbindung auch in Berlin erfolglos, was einige zwar bedauerten, was aber dazu beitragen sollte, die Psychoanalyse als eigenständigen Beruf samt Ausbildungsgang (Lehranalyse, theoretische Schulung, Kontrollanalysen) zu etablieren. Angesichts dessen fragt der Autor nicht ohne Grund, „wie die in Berlin begonnene Verschulung, die Zurichtung der freudianischen Lehre für die Zwecke eines systematischen, quasiakademischen Unterrichts, die Substanz der Lehre selbst beeinflusst hat“ (S. 327).

Ähnliche Fragen ergeben sich im Zusammenhang mit den Professionalisierungsbemühungen in diesen Jahren. Schröter erinnert daran, dass prominente Psychoanalytiker/innen (auch solche, die den Berliner Weg verkörperten) befürchteten, aus der Psychoanalyse könne eine reine „Therapeutenschule“ (S. 400) werden. Hier sind die Parallelen zur späteren Kritik an der „Medikalisierung“ der westdeutschen Psychoanalyse offenkundig. Auch auf andere Analogien verweist der Autor. Schultz' Kritik am „Ein-Methoden-Enthusiasmus“ (S. 544) antizipiert sowohl die (freiwilligen und nicht so freiwilligen) Bemühungen um Zu-

sammenarbeit nach 1933 („Göring-Institut“) als auch die gleichzeitige Verwendung unterschiedlicher Modelle in der psychotherapeutischen Praxis von heute. Langzeittherapien, die darauf abzielten, sogenannte „Kernneurosen“ zu behandeln, wurden aus kassenärztlicher Sicht sowohl in den finanziell prekären Jahren Weimars als auch in der wohlhabenden Bundesrepublik abgelehnt. Zukünftige Historiker/innen werden diese Parallelen vielleicht aufgreifen, um bestimmte Themen – die unterschiedlichen Vorstellungen von Therapie und Sozialkritik innerhalb und außerhalb der Psychoanalyse, die unterschiedlichen Vorstellungen von Methodenpluralismus in der Psychotherapie des 20. Jahrhundert oder die unterschiedlichen Vorstellungen von Langzeittherapien in Deutschland und anderswo – gründlicher zu erforschen, als dies bislang der Fall gewesen ist.

Wie am Anfang meines Beitrags angedeutet, geht Schröter unweigerlich auf Fragen ein, die die Geschichtswissenschaft beschäftigen. Anders als die meisten Historiker/innen besteht er jedoch darauf, „wertfrei“ zu urteilen. Sein historisierender Ansatz bedeutet eine entschiedene Absage an Deutungen gesellschaftlicher Entwicklungen. Es kann nur spekuliert werden, ob diese Entscheidung früheren, oft hitzig geführten (und vor allem in der *Psyche* ausgetragenen) Debatten über die Rolle der Psychoanalyse im „Dritten Reich“ geschuldet ist oder den ebenfalls hitzigen Debatten zu allen möglichen Themen innerhalb der Soziologie (vgl. *Soziologische Kontroversen*, herausgegeben von Georg Kneer und Stephan Moebius). Vielleicht war es bei der Fülle des Materials einfach nicht praktikabel, die Professions- und Wirkungsgeschichte in größere Zusammenhänge einzubetten. Nichtsdestotrotz hat ein solcher Entschluss Konsequenzen. Ich möchte zwei davon (bezüglich des Umgangs mit der Historiografie zur Psychoanalyse und der Historiografie zur deutschen Geschichte) kurz aufgreifen.

Wenngleich es nachvollziehbar ist, dass sich Schröter nicht auf jede Interpretation einlassen möchte, ist es doch üblich, die bisherige Literatur nicht nur in den Fußnoten (kurz) abzuhandeln. Angesichts seiner eigenen Ergebnisse wäre es hilfreich gewesen, die wachsende Popularität der Psychoanalyse nach 1918 mit Zaretskys Individualisierungsthese abzugleichen. Schröters Verweis auf die internationale „Migrationsbewegung“ legt nahe, Jensens globalgeschichtlichen Ansatz zu erwähnen. Ob diese Perspektive für den Gegenstand der Studie überhaupt einen Mehrwert hat, könnte dann anhand seiner Ergebnisse erörtert werden. Elberfelds Versuch, im Anschluss an Nikolas Rose und Michel Foucault die Geschichte der Psychotherapie als eine Geschichte der zunehmenden Selbstregulierung zu lesen, dürfte eigentlich jede(n) Psychoanalyse-Historiker/in auf den Plan rufen. Hier ließe sich fragen, wie sehr die Freudsche Schule für biopolitische Ziele („Göring-Institut“) ebenso empfänglich war wie für die „Arbeit am eigenen Selbst“ (Analysanden als Subjekte des eigenen Heilungsprozesses). Da diese und andere Schriften einen substantziellen Beitrag zur Historiografie der Psychoanalyse leisten, ist es nur zu bedauern, dass die im Buch immer wieder erwähnte „Wertfreiheit“ bestimmte Deutungen nicht zulässt.

Es ist mittlerweile Konsens innerhalb der Geschichtswissenschaft, die Kontinuitätslinien zwischen dem Antisemitismus der Weimarer Republik und dem „Dritten Reich“ hervorzuheben (Michael Wildt, Frank Bajohr, Dirk Walter, Hannah Ahlheim). Wenn also Schröter über die Zeit vor 1933 schreibt, als sei diese hinsichtlich der Judenfeindschaft relativ harmlos gewesen, mag das auch an einem Historismus liegen, der jede Form von Teleologie vermeiden will, dadurch aber wichtige Zusammenhänge außer Acht lässt.

Sobemerkt er über Robert Gaupps Äußerungen zur „zersetzenden“ Psychoanalyse, dieser habe im „Stand der Unschuld“ geschrieben, „als man noch in ‚sachlicher‘ und ‚wertfreier‘ Intention Mutmaßungen über die besonders kritische, analytische, sezierende Eigenart jüdischen Denkens anstellen konnte“ (S. 564). Auch vor Hitlers Machtübernahme war die Rede vom „zersetzenden“ Judentum nicht unschuldig, wie die vielen antisemitischen Schriften der Zeit belegen. Und von einem „essentiellen“ jüdischen Denken auszugehen mag damals unter vielen Nichtjuden (und manchen Juden) verbreitet gewesen sein, aber sollte man (als historisch

oder soziologisch argumentierender Wissenschaftler) heute noch auf diese Mär anspielen? Dass Bernfeld die Psychoanalyse als „Zerstörerin“ (ebd.) kultureller Werte bezeichnet, heißt nicht, dass er sie als „jüdische“ Zerstörerin „arischer“ Werte betrachtet hat. Und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, würde das mehr über Bernfeld verraten als über die Juden in der Weimarer Republik, die weniger als 1 % der Bevölkerung ausmachten. Ähnliches gilt für die Aussagen C. G. Jungs aus den Nachkriegsjahren. Den Juden einen Mangel an „Erdhaftigkeit“ zu attestieren, war nicht nur im Kontext von 1933/34 problematisch – die Behauptung war schon nach dem Ersten Weltkrieg, als die Gewalt gegen „wurzellose“ jüdische Politiker oder Wissenschaftler ihren ersten Höhepunkt erreichte, kaum als „wertfrei“ (S. 607) zu verstehen.

Diese Kritikpunkte schmälern Schröters Leistung in keinster Weise, sie zeigen allerdings, wie schwierig es ist, eine Geschichte der Psychoanalyse zu schreiben, die die jeweilige Zeit in all ihrer Komplexität berücksichtigt. Zukünftige Generationen werden am „Schröter“ nicht vorbeikommen. Eine ähnlich detaillierte Darstellung der deutschsprachigen Psychoanalyse wird es, so viel kann man vorhersagen, in absehbarer Zeit nicht geben. Forschende aus verschiedenen Disziplinen werden in seinem Buch reichlich Material finden für ihre eigenen Interpretationen der Psychoanalyse- bzw. Psychotherapiehistorie. Auch wenn diese Interpretationen thesenhafter, pointierter, provokanter und theoriegeleiteter sein sollten als *Auf eigenem Weg*, so nur deshalb, weil sie auf den Schultern eines riesigen Lebenswerks stehen.